

DAS KRIEGSERLEBNIS BEI HANS CAROSSA

Von Dr. Helene Kuhlmann

Wer den Versuch macht, dem Kriegserlebnis Hans Carossas in seinen Dichtungen nachzugehen, sieht sehr bald, daß er in die Mitte seiner geistigen Welt gelangt. Von jenem großen Geschehen wird der Mensch und Dichter geformt und sinnerfüllt. Man kann die Dichtungen und Schriften Hans Carossas als ein großes, fortlaufendes Tagebuch bezeichnen. Somit sind uns die Vorkriegsdichtungen Zeugnisse für die geistige Haltung Carossas, in der ihn der Krieg überraschte. „Die Schicksale Doktor Bürgers“ stellen die vollkommene Krise der dichterischen und menschlichen Existenz Carossas dar. Der als Tagebuch gegebene Bericht beruht auf dem Schicksal des vierundzwanzigjährigen Doktor Carossa, der in Passau seinen ärztlichen Lebensberuf aufnimmt. Doktor Bürger beginnt seine Arbeit voller Liebe und hingebender Bereitschaft. Es öffnen sich ihm die Herzen aller Patienten. Dennoch kann sein Tun ihn nicht befriedigen; es macht ihn schuldig, denn seine Innigkeit reißt ihn hin und macht ihn ichbezogen und selbstverloren. Sein Mitleid ist ein zu starkes Mitleben, das sich selbst nicht zu bewahren weiß. Seine Hingabe ist noch unreif und wird zum Selbstverlust. Und so kann es auch geschehen, daß er von sich sagen muß: „Vom kühnsten Mitleiden lebte ich Tag und Nacht. Nun aber wird jeder Kranke zu einem Schatten, der mein Blut will.“ „Oft ist es so, als ob das Krankhafte, von dem ich fremde Leiber befreie, irgendwie vergeistigt in mir zurückbliebe, ein dumpf zusetzender Hauch, der mein Leben trübt und niederhält.“ Ein solch krankhafter, vom gesunden Sein isolierter innermenschlicher Zustand bedeutet für das zwischenmenschliche Verhältnis des Arztes eine äußerste Gefährdung. Doktor Bürger verliert sich an seine Kranken, bis er seine Aufgabe und die Warnung seines Vaters, „ein Arzt dürfe niemals die Gunst einer, die als Leidende zu ihm komme, annehmen“, vergißt.

Auch an den Tod, die große außermenschliche Macht verliert sich Bürger. Wie das Leben für ihn kein eisernes, dem Menschen gebietendes Gesetz darstellt, so hat auch der Tod für ihn keinen ernsten, seinen maßlosen Subjektivismus hemmenden Charakter. Es liegt über ihm dieselbe bittersüße Luft des Leidens. Pessimistische Stimmungen, schwebende Gefühle weisen in die Nähe von Goethes Werther:

„Zuweilen, wenn der Tag für die Welt feierlich,
für mich in Sorgen niedergeht, lockt es mich aus der

Stadt, und gern spiele ich mit dem Gedanken, daß
ich vielleicht nicht zurückkehre.“

Im Doktor Bürger wird deutlich, wie sehr die Kulturkrise der Jahrhundertwende ihre Schatten wirft. Wir finden hier einen Anklang an jene Müdigkeit, an jene spielerische Lebensstimmung, wie sie für den Impressionismus bezeichnend sind.

Aus der Problematik des Doktor Bürger ist noch eine weitere Dichtung Carossas entstanden: die Flucht. Sie weist eine starke Verwandtschaft zur Bürgerdichtung auf, endet allerdings mit dem Versprechen des Arztes, in Zukunft dem Leben und der Tat verpflichtet zu sein. Doch ist die neue Bereitschaft nicht viel mehr als ein Gedanke. Dichterische und menschliche Wirklichkeit wird das Versprechen erst im Weltkrieg. Er weckte sein tieferes Selbst. Denn da Kindheit und Jugend einen bewahrenden Raum von Reinheit und Behütetheit um ihn schufen, da er von seiner Mutter einen frommen Sinn und vom Vater eine wache und zugleich ehrerbietige Haltung gegenüber allem Geschaffenen erben durfte, brauchte dem Irrenden nur von irgendwoher ein Anstoß zu kommen, stark genug, ihn aufzurütteln. Wie sehr Hans Carossa schon auf ein Ereignis hingeordnet war, das seine Befreiung werden sollte, sagt eine Stelle aus „Führung und Geleit“...

„Zwei Tage nach meiner Heimreise erfolgte die Kriegserklärung. Sie versetzte mich in den Schrecken eines Gefangenen, dem eine Naturkatastrophe den Kerker aufsprengt, um ihn für eine neue große Bewährung frei zu machen.“

So begann denn der Krieg seinen heilkräftigen Einfluß, „mächtig genug, um das Schwungrad auch der ermüdetsten Seele neu anzutreiben“.

Durch viele Dinge wird der Mensch unmerklich zu sich selber geführt, „nicht nur von Menschen, Geistern und Sternen, sondern auch von Pflanzen und Tieren, worauf am Ende doch alles beruht, was wir Gnade nennen“. In den Tagen des Krieges begegnen Carossa einige dieser geliebten Gegenstände, die ihm ihren tieferen symbolischen Sinn aufschließen. Beim Anschauen der mächtigen Schneeberge Galiziens kommt es ihm zum Bewußtsein, daß „die meisten Begebenheiten der Zeit zufällig, und wie am Rande geschehen, daß aber ein geheimes Gesetz unsere irdischen Leiden und Schrecken längst übernommen hat“. Der Kristall wird das Bild für das menschliche Innere. Vom „reinen Kristall der göttlich erstarrten Seele“ spricht der

Dichter in der großen Schlußhymne des Rumänischen Tagebuches. Die Sonne ist die Liebe. Jesus selbst ist die große Sonne. So singt Glavina im Kriege:

„Sonne, die große Seele, weiß nichts vom Auf- und Untergang, und brennt sie nicht in uns? Geschieht nicht stündlich fern und nah beherzte Liebestat?“

Eine besondere Rolle nehmen im Kriegserlebnis Carossas die Tiere ein. Im Fluchtgedicht ist ein Vogel der Todesbote. Oder da ist das rabenschwarze Eselchen, das am ganzen Leib von seiner frommen Mühsal dampft. An einem Kätzchen erfährt im Rumänischen Tagebuch ein junger Ungar einen verwandelnden Schrecken. „Pfeifend, die Arme schlenkernd“, so war vor dem Geschehen seine Art, sich zu bewegen, also typisch ungesammelt, sich vergeudend. Später scheint sein Wesen sich fester zusammenzuschließen, sein Gesicht ist wacher, sein Gang straff, seither hat er das Pfeifen unterlassen. Carossa schildert dann den durch den Ungarn verursachten Tod des jungen Kätzchens. Er endet die Geschichte mit den Worten: „Schön ist es immer anzuschauen, wenn die rohen Menschen das Ewige anfällt. Ehren wir jede Erleuchtung, jeden verwandelten Schrecken. Gebe Gott jedem sein Tier und seine Sünde, die ihn erwecken. Es muß aber noch andere Erleuchtungen geben, wo aus noch viel reinerem Schrecken eine Tat aufsteigt wie ein Stern.“

Diese Erleuchtungen sind bei Carossa an seine Begegnungen mit dem Menschen im Krieg gebunden. In Nordfrankreich und Rumänien hat Carossa die Realität des wahren Schmerzes erfahren. Der Krieg erscheint ihm ein Fegefeuer. Er kommt mit allen seinen Qualen über ihn, von der körperlichen Krankheit bis zum Versagen der Nerven. Die Wildheit des Granatenhagels, das ohrenbetäubende Krachen, der erschreckende Anblick von Menschen, die ohne den geringsten Gesichtsausdruck vor ihren Kanonen sitzen! Von erschütternder Eindringlichkeit ist das Gedicht: „Flucht“. Wenn Doktor Bürger der Not, die ihm begegnet, keine schützenden Kräfte dagegenzusetzen hatte, dann tritt beim Stabsarzt Carossa, dem Arzt des Rumänischen Tagebuches, die Seele wundersam heraus, dem Leid entgegen, kehrt wieder zu sich zurück und wird zu einer Lebensquelle für andere, die mit wachsender Sammlung immer reiner fließt. Alle schmerzlichen Dinge werden mit feiner Zurückhaltung betrachtet. Hier begegnet uns eine Scheu vor übergroßer Deutlichkeit, die Carossa von Kindheit her eigen ist. „Fast war ich froh, als das Gespräch zum Gewöhnlichen zurückflachte. Was liegt am Geschehen? Den Schmerz, der den Menschen dahin verhärtet, wo es keinen Hunger, kein Frieren, keine Tränen mehr gibt, den Schmerz, der Trost und Wohltat mit weihender Beschwörung zurückweisen muß, dies letzte große Heiligtum der Menschen, jedem höchsten Genius verwandt, soll man es zerschwatzen? Eine Angelegen-

heit für Greuelerzähler und Seelenspäher daraus machen?“ Nun aufrechter im Sein stehend, ist er der Umwelt stärker verbunden, und wo er dem Schmerz gegenübertritt, verliert er sich nicht so leicht an ihn, vermag er vielmehr das Schreckliche, wenn es auf ihn zutritt, sich anzuverwandeln. „Alles auch noch so Entsetzliche, wenn es uns begegnet, muß eine Form annehmen, die der unsrigen entspricht. Davon hat jeder ein tiefes Wissen, und darum verweilen gute Menschen ohne Furcht in der Welt.“

Wie auf Stufen läßt der Krieg seinen Lehrling bis zu den Grenzen des Erkennbaren wandeln. Hinter dem Schmerz steht der Tod. Nach Überwindung der ersten Furchtschauer der pfeifenden Kugeln befreundet sich Carossa mit ihm, der auf unwiderlegliche Weise seine zwingende Größe darstellt. Der Tod im Feld ist ein täglicher Genosse, der alles weiht. Man nimmt ihn nicht mehr feierlich mit großen Klagen. Man wird einfach, schlicht gegenüber seiner Majestät, „denn vor den Antlitzen der Toten erstirbt jedes nicht ganz nüchterne Wort wie in einem luftleeren Raum“. Nachdem der Dichter durch das Todeserlebnis Doktor Bürgers hindurchgegangen ist, vermag er nun, dauernd vom Tod umgeben, das wahre, der Wirklichkeit angemessene Verhältnis von Leben und Tod anzuerkennen. „Meiner bemächtigte sich in jenen kritischen Minuten nach anfänglicher Niedergeschlagenheit jene wunderbar schicksalsgläubige, an Trunkenheit grenzende Stimmung, in welcher sich alle irdischen Sorgen als das Nichts enthüllen, das sie in Wahrheit sind.“ Der Krieg ermißt den Umfang, die Spannweite der menschlichen Natur; der Mensch wird sich seiner ganzen Größe und seiner ganzen Kleinheit bewußt. Ein besonderer Beweis war ihm das klare, freie Scheiden eines Feldgeistlichen. Andachtsvoll bewundernd spürt er, wie dieser so ganz bewußt den Tod ins Leben aufgenommen hat. Sein Leben wird so klar vom Tod besiegelt werden wie ein Bachsches Musikstück voll und notwendig in seinen großen Schluß mündet:

„Der Priester lag in seiner Blutlache auf bloßer Erde, den Mantel über sich gebreitet, Gesicht und Hände leichenblaß, aber wundersam ins Knabenhafte verjüngt. Das Lächeln, womit er uns grüßte, war deutlich und gegenwärtig. Es kam keineswegs aus dem Nichts herüber und gab uns erst den rechten Mut zur Hilfe.“

Dieser Kriegertod ist nicht nur menschlich schön und erhaben. Er ragt in eine höhere Welt hinein. Einfach und schlicht wird hier von einem Tod gesprochen, der erkennen läßt, daß das menschliche Personenleben mehr ist als eine armselige Seifenblase, die ein paar Jahre hindurch in lockenden Farben schillert und eines Tages zum Nichts zerplatzt. Solches Sterben entwindet sich mit übermenschlicher Kraft der Umklammerung des Todes.

Während der verwundete Leib zu leben aufhört, schwingt sich die Seele zu einer höchsten Freiheit auf: „denn das Lächeln, womit der Sterbende grüßte, kam keineswegs aus dem Nichts“.

Was der Dichter als neuen Wertbesitz gefunden hat, möchte er zum Allgemeingut machen. Glavina, in dem Carossa den frühgefallenen jungen Soldaten des Weltkrieges verherrlicht, ruft uns mit feierlicher, gebieterischer Kraft zu: „Seht ihr einen Sterbenden, demütig bittet ihn, daß er heilsam sterbe, keine Flüche denke. Bald ist alles Vorspiel nur, Alle gehn wir morschen Weg.“ Carossa bezeichnet es als unendlich heilsam, „daß sich jeder einmal eine Weile auf den Bergen des Todes aufhalte“. Er selbst hat im Krieg die Grenze der menschlich-religiösen Wahrheit erfahren. Es ist sicherlich geboten, trotz aller Selbstzeugnisse, die Carossas Dichtungen darstellen, bei letzten Folgerungen die größte Vorsicht walten zu lassen. Beim Lesen drängt sich einem leicht der Eindruck auf, als ob sein Vertrauen in die Welt und ihre Harmonie nur ein Ausfluß seiner an Goethe geformten Humanitätsidee sei. Ergibt sich aber bei näherem Betrachten der metaphysischen Erlebnisse im Kriege nicht doch etwas mehr? Das menschliche Bild, das in die Dichtung seiner Kriegsaufzeichnungen einging, ist theozentrisch verankert gegenüber der mehr anthropozentrischen Ausrichtung der Tagebuchaufzeichnungen des Vorkriegsdichters. Aus einigen unter anderem Gesichtspunkt bereits angeführten Beispielen geht hervor, daß Carossa den Menschen weder als einen bloßen Teil des Kosmos, noch als einen Gott sieht. Er sieht ihn als das geschaffene Wesen, das von einem gütigen, wohlthätigen Walten Gottes gehalten wird. Unmerklich führt uns „Seine Gnade“ zu uns selber, sei es durch den Kristall der Natur, durch ein blau-graues Kätzchen, durch eine Sünde oder den Schmerz und den Tod. Ganz besonders spricht aus dem Todeserlebnis, wie wir es aus seinen Kriegsblättern herauslösen konnten, eine gläubige Haltung. Carossa sieht den Tod nicht als harmloses Ende oder als eine überschwengliche Erhöhung des Lebens oder als ein Entsetzen, das wahnsinnig macht, sondern als das Ende eines „Vorspiels“. Unter Vorspiel aber versteht man das vor dem Spiel Gelegene. Es ist nur Eingang zu dem Eigentlichen, Wesentlichen. Hier begegnet uns der aus seinem christlichen Erbe schöpfende Hans Carossa. Deutlich erfahren wir seine Erkenntnis zu der im Absoluten verankerten unsterblichen Seele des Menschen.

Das Wechselverhältnis von innerer Bereitschaft und dem Anstoß des Krieges bedeutet, so sahen wir, eine Bereicherung und Vertiefung für die außermenschlichen Beziehungen Carossas. Zu gleicher Zeit legt der Krieg das innermenschliche Sein des Dichters unmittelbar offen. Trotz der durch die Schrecken des Krieges geschehenen Verwandlung

ist es doch wichtig, darauf hinzuweisen, daß Carossa seiner Grundsichtung nach ein Dichter des Lebens ist, den alle noch so starken Verhältnisse wohl in eine bestimmte Bahn weisen, aber im Kern unverändert lassen. Die Welt ist für ihn nicht tragisch aufgespalten. Ihm ist die Erde heimatlicher, als sie es Rilke und anderen Sängern des Todes sein konnte. Weil Unsicherheit und Ungewißheit jeder Art ihren tieferen Sinn haben, bilden sie für Carossa eine stärkere Einheit mit dem Leben. Deswegen nehmen auch in seinen Kriegsaufzeichnungen die Gespräche über das Leben den größten Raum ein.

Carossa hat von sich gesagt, daß er in dem Bewußtsein in den Krieg gezogen sei, im Grund wenig dazu mitzubringen. Doch dieses „Wenig“ scheint eher sehr viel zu sein. Die soldatischen Eigenschaften waren zwar vorerst noch unentwickelt, aber das Erleben der Notwendigkeit hat in Carossa sehr bald die in ihm ruhenden Begabungen erweckt. Der Krieg wirkte auch in ihm wie ein großer Scheidekünstler des Echten und Unechten.

Carossa erfüllt seine Pflicht wie jeder andere echte Soldat. „Raube das Licht aus dem Rachen der Schlange“, das ist das Wort, das ihn seit Monaten ruft. „Leg ab Deine Namen, verhänge die Spiegel, weihe dich einer Gefahr.“ Gesammelter und wacher ist nun sein Leben. Hunger und Schmerz kann er zurückstellen. Von seinem selbstsüchtigen Ich weiß er abzusehen. „Wenn das Dunkel die Grenzen der einzelnen Besitztümer aufhebt und schließlich nur noch die staubweißen, allhin-führenden Straßen erkennbar bleiben, die jedem und keinem gehören, dann schickt man gern seine besonderen Wünsche schlafen.“

Aus solch wacher, ichvergessener und zugleich gesammelter Haltung heraus will Carossa auch Arzt sein. Die lebendige Verbindung von Seele und Sachlichkeit, die der Arzt erreichen will, ist sehr fein wiedergegeben, wenn er sagt: „Vielleicht müßte man sich selber gewissen Übungen und Enthaltungen unterwerfen, wenn man tiefe Verschattungen einer anderen Natur durchdringen und auflösen will.“ Wenn wir an den Fall des Infanteristen Christel denken, so zeigt sich uns sehr klar, daß es sich ja bei vielen Krankheiten sehr oft um Dinge handelt, die dem äußeren Auge unzugänglich sind. Oft geht es um etwas Geistiges, um etwas, das mit den Wurzeln unseres Menschentums zusammenhängt. Im Tun eines anderen Arztes, das Carossa aufzeichnet, liegt das eigene: „Diesen Arzt scheint nichts zu drängen und zu hetzen, und ob er blutende Schlagadern unterbindet oder zerbrochene Glieder in Schienen schmiegt, seinen Händen legt sich alles wie von selber zurecht. Das innig-nüchterne Handeln, zu dem auch wir hinstreben, hier geschah es inmitten ungeheurer Zerstörungen still und klar.“

Sobald der Augenblick keine Forderungen an ihn stellt, zieht sich Carossa in sich selber zurück. Dieses Streben nach Vertiefung und Verinnerlichung meint er mit den Worten: „Nicht wenige brauchen den Ausnahmezustand der Seele, um ihr Bestes in sich aufzufinden“ oder „Gewiß war ich nicht der einzige, der draußen irgend einen tieferen Wert in sich zu finden hoffte“. Diese Einsamkeit, die der Arzt des Rumänischen Tagebuches aufsucht, ist weit davon entfernt, sentimental zu sein. Immer bereit steht er ja in der Opfergemeinschaft soldatischer Pflichterfüllung. Bezeichnend für seine echt verinnerlichte Haltung ist folgender Ausspruch: „Allzu nahe kommen und allzu großen Abstand betrachten, diese beiden Dinge liefen bei mir stets auf das nämliche hinaus.“

Carossa besitzt das notwendige Gleichgewicht von Einsamkeit und Gemeinsamkeit.

Auf den ersten Blick betrachtet, scheint der Krieg die größte und furchtbarste Scheidung und Trennung unter den Menschen zu sein. Bei näherem und tieferem Zusehen stellt sich aber heraus, daß der Krieg eint; man hat ihn sogar geradezu den mächtigsten Einheitsbildner unter den Menschen genannt. Diese oft ausgesprochene Auffassung findet im Werke Carossas viele Belege. „Wenn uns vor dem Dunst vergossenen Blutes ekelte, wenn uns Läuse quälten, wenn wir unausgebackenes Brot herunterwürgten und in wütendem Durst in den typhusverdächtigen Pfützen Galizians tranken, so war dies eben ein über alle verhängtes Leiden.“

Der Krieg wird metaphysisches Ereignis aller. „Im Grunde fühlte wohl jeder einen Sinn in sich, der mit und über den Planeten weiß und wirkt.“ Nährt nicht oft bei ganzen Völkern gerade dieses gemeinsame, aus der Erfahrung des Krieges hergeleitete Erleben den Glauben an die Unsterblichkeit?

Im Gefühl des großen, einheitlich dahinrauschenden Stromes öffnen sich Seelen und Gemüter. Man ist ganz für den andern da. „Das gemeinsam Erlebte so vieler Monate, Aufbrüche, Nachtmärsche, Kampf, Wut, Todesangst — man merkt mit einer Art Schrecken, daß es Eigentum und innerster Bestand geworden ist, daß man es, ohne von sich selber abzufallen nicht mehr wegwerfen kann.“ Den schönsten Dienst, den man einem Kameraden erweisen kann, ist, seinen toten Körper mit Erde zu bedecken. „Wir aber bauen ein Grabmal am Berge Kishavas, ein Mal unseren Toten auf der bereiften Felsen- und Wacholderflur“, heißt es an zwei Stellen, um mit der Wiederholung der Worte besonders eindringlich zu sein. Der echte, ursprüngliche Sinn der Kameradschaft spricht aus den schlichten Worten Carossas; man wird es erkennen, wenn man ihnen das Gegenteil, unechte und wichtigerische Sprache, gegenüberstellt.

Wie sehr die naturalistische Lehre vom Krieg als Massenmord bei Carossa widerlegt wird, zeigt das Ethos der Feindesachtung, das immer wieder spürbar wird. Der Beruf des Arztes, der angesichts der Hilfsbedürftigkeit der leidenden Menschen über den Gegensatz von Freund und Feind hinwegsehen läßt, mag die persönliche Einstellung Carossas erleichtert haben. Aber sein Tagebuch spricht nicht nur von sich. Da ist nichts von Haß oder Rachsucht oder von einem nur auf die eigene Truppe bezogenen Kameradschaftsethos. Die Anerkennung der Person des Gegners tritt uns bei Carossa immer wieder entgegen. Als er an einer Gruppe von Flüchtlingen vorbeigekommen war, notiert er abends: „Und ich verstand, was Glavina meinte, als er schrieb, es sei etwas Heiliges um den Fremdling, der nur einmal an uns vorübergehe, nicht befleckt von gleichgültiger Erfahrung.“ Carossa erhebt sich bis zur sittlichen Höhe christlicher Feindesliebe: „Und nun fragt es sich: Können wir mit unsern Gegnern verfahren wie mit einer Masse antlitzloser Larven, ohne selbst larvenhaft zu werden?“ Schöner kann wohl niemand vor den Feind treten.

Bei all diesem Tief-Menschlichen ist es noch ein anderes, was der Kriegsdichtung Carossas einen Ehrenplatz einräumt: Der Krieg schenkte ihm den entscheidenden Durchbruch seiner dichterischen Kraft. Wach-träumend geht Carossa durch den Krieg. Mitten im grauenvollen Alltag kommt das Göttliche der Kunst zu ihm. In seinem Lebensgedenkbuch „Führung und Geleit“ kann man hierzu lesen: „Ich wählte mir zum Schutzpatron jenen flämischen Bauern, der in der Schlacht bei Waterloo zwischen dampfenden Heeren voll Gelassenheit seinen Acker pflügte. So behielt ich die hellen Figuren der Kindheit im Auge fest und hörte nicht auf die rings zischenden Stimmen der Vernichtung, während ich den tönenden Äther der Dichtung durchschritt.“

Wenn man diese Worte Hans Carossas gegenwärtig hat, versteht man seine Teilnahme am Weltkrieg erst ganz. Dieses Visionär-Traumhafte schafft das Durchsichtige des Rumänischen Tagebuches. Deshalb stehen neben den Aufzeichnungen des Stabsarztes Carossa, denen die beständige Todesgefahr den letzten Ernst und einen auf die Mitte des Lebens gerichteten Sinn gibt, Seiten, die die äußerste Freiheit, ja Heiterkeit der Seele ausströmen: „Die Welt, die rauhe, rohe, ungeheure, ich lebe jetzt in ihr wie in dem Innern einer feinen, heftig schillernden Seifenblase und halte den Atem an, um sie nicht zu zersprengen.“

Der Dichter Hans Carossa, der im Krieg erstmalig Vertrauen zu seinen Dichtergaben gewonnen hat, weiß damit gleichzeitig um seinen priesterlichen Dienst. Während einer Explosion liest er seinen

Kameraden die Briefe Glavinas vor. Nun kann er nur von Taten und Leiden sprechen, die jeden angehen. Was er an erquickenden, tröstlich-befreienden und erneuernden Worten gefunden hat, schließt feierlich ernst sein Tagebuch:

„Wir wirbeln hin wie Staub in fremde Felder.
Was quillt aus unserm Tod?

Glauben, sternenhaft gesammelt, laßt ihn glühn mit beständigem Licht! Vielleicht nach Monden und Jahren trifft es den reinen Kristall der göttlich erstarrten Seele.“

Solche über die Schwere des Krieges hinwegklingenden Akkorde geben den Kriegsaufzeichnungen Carossas einen ganz besonderen Platz unter den Kriegstagebüchern. „In diesem im Grunde gräßlichen langweiligen Einerlei“, wie der Adjutant den ganzen Feldzug bezeichnet, gibt es für Carossa die Verbindung mit dem tiefen und reichen Geist. Mehr als Aspirin- und Opiumtabletten helfen ihm gegen Erschöpfungen aller Art die „Energien des lebendigen Wortes“, oder es erscheint ihm auf einem Nachtmarsch eine blaue Schale mit goldenen Zeichen direkt vor den Augen, worauf er aufwachend emporfährt und sich deutlich erquickt fühlt. Mitten im Krieg kann nur dichten, wer ein unendliches Vertrauen in den Gang der Weltengeschichte hat. Hierin zeigt sich deutlich Carossas Schulung an dem Altmeister Goethe, den er wie keinen andern Dichter verehrt. Wie die Welt Goethes, so ist auch die Carossas hell und lichtdurchflutet. Vor nicht langer Zeit hat Carossa in dem von Hans Hagemeyer herausgegebenen Büchlein „Einsamkeit und Gemeinschaft“ noch einmal diese Grundhaltung ausgesprochen, die unseren Besten und Größten eigen ist, gleich würdig des Staatsmannes wie des Soldaten: „die Überlegenheit des Herzens, dieses ganz unbefangene Bewußtsein echter Gotteskindschaft, dieses fröhliche Sich-nicht-gruseln-machen-lassen.“

Alles Wesentliche, was man über den Krieg und das Vertrauen zu ihm sagen kann, ist von Carossa in solcher Weisheit und Reife ausgesprochen worden, daß man es nur im Zusammenhang lesen darf: „Einstmals aber durfte Herakleitos den Kampf den Vater aller Dinge nennen, und neben den öffentlichen Auswirkungen des Krieges haben sich auch immer andere vollzogen, heimliche, die sich irgendwie ersetzen müssen, wenn die Menschheit nicht erst recht verkümmern soll. Einzelne freilich werden ihn stets entbehren können. So führen Heilige und Weise einen dauernden Kampf mit den uralten Schlangengeistern der eigenen Seele und brauchen keinen äußeren Feind. Der Künstler bändigt seine dunklen Gewalten, indem er sie ans Licht heraufhebt und in Gestalten verwandelt, der Seher wird vielleicht am tiefsten in die Zukunft schauen, wenn die Gegenwart beruhigt ist. Die

menschliche Gesamtheit aber, was wäre aus ihr geworden ohne kriegerischen Geist! Wie oft hat der Krieg die schwülen, genießerisch fauligen Stimmungen verjagt, die fast jeder jahrelang dauernde Friede begünstigte! Welche Rettung war es für manchen, aus abstumpfender Häuslichkeit in heilsame Todesnähe entrückt zu werden, wieviele leidenschaftlich unergiebig Verstrickungen wurden mit einem Schlage gelöst. Immer wieder hat der dem Frieden seinen Wert bestätigt, so wie das Leben, Stund um Stunde, von den bitteren Gewürzen des Todes seinen Geschmack empfängt. Wir müssen auf die schöpferische Seele unseres Planeten vertrauen. Sie weiß, was in der Tiefe mit uns vorgeht. Sie wird auch den Kriegsgenius in sich zurücknehmen, wenn seine Sendung erfüllt ist. Und so lange der Mensch seiner bedarf, wird sie ihm die heiligen Gefahren und Züchtigungen schicken, die seiner Erhaltung dienen.“

Als Carossa aus dem Krieg zurückkehrte, schrieb er: „Die alte Form des Daseins erwartete mich. Aber dies hatte nichts Bedrückendes mehr. Das Leben fließt nie zu denselben Ufern zurück. Und wenn ich auch künftighin das nämliche Geschäft betrieb, so konnte es doch nicht mehr das nämliche bedeuten.“

Wenn wir uns noch einmal gegenwärtig halten, wie Carossa in den Krieg eintrat und wie er hindurchging, verstehen wir den ganzen Umfang dieses Ausspruchs. Carossa hat uns in seinen Dichtungen seine Menschlichkeiten nicht verborgen. Er ist sich der Gefährdetheit seines Wesens, das die Möglichkeiten zur Willkür, die Lockung zu Gesetz- und Schrankenlosigkeit in sich trägt, wohl bewußt gewesen. Der Krieg wurde für ihn zu einer „heiligen Gefahr“, zu einer Not, die sich wohlthätig zu ihm gesellte. Last und Entbehrungen haben ihn mit seinen Fähigkeiten ringen lassen und sein Wesen erhärtet. Was Carossa erstrebt hat, ist nichts Größeres und nichts Geringeres als das, was jedem von uns in seinem Kreis aufgegeben ist: die Heiligung und Rechtfertigung unseres menschlichen Seins inmitten einer gottlosen Zeit. Das Paradies, das er sich schon auf Erden wünscht, ist, wie er es einmal mitten im Krieg bei der Begegnung mit Max Mell ausdrückt: „eine tiefere, klarere Anschauung des Daseins“.

Carossa hat auch die materialistischen Keime, die der Krieg in sich trägt, gekannt. An einigen Stellen spricht sein Tagebuch von Feigheit und Roheit. Wenn er aber mehr darüber schweigt, dann deswegen, weil es ihm in diesem harten und rauhen Dasein vor allem um die Rettung des menschlichen Geistes geht und seine Erhabenheit über Raum und Zeit. Das Ineinandergreifen von äußerem todbringendem Geschehen und dieser absoluten Lebensgläubigkeit einer kindlichen Welt offenbaren vor allem die Größe seines Menschen-

und Dichtertums. Mit der einfachsten menschlichen Treue und Wahrhaftigkeit gegen sich, gegen die Menschen und Dinge sehen wir staunend Carossa sein Wesen entwickeln.

Die im Krieg erreichte innermenschliche Zucht und Beherrschung begleitet den Arzt Gion auf den Nachkriegswegen. Durch die Schule des wahren Schmerzes gegangen, ist der aus dem Feld heimkehrende Arzt Carossa dem Tragischen entrückt. Nur so kann er heilen. Sichtbar und unsichtbar zeigt sich der Soldat in ihm. Seine stete Kampfbereitschaft drückt er in dem fast berühmt gewordenen Satz aus: „Man müßte Soldat bleiben, dürfte nie abrüsten.“ Das Grabmal des unbekannten Soldaten gemahnt an die immer verpflichtende Aufgabe gegenseitigen menschlichen Dienens: „Dies ist kein Tag und keine Stunde wie andere, es gibt heute keine gleichgültigen Begegnungen mehr für mich.“ Und in Erinnerung an die lebenspendende und gnadenhaft-wirkende Macht von Not und Entbehrungen der Kriegszeit sagt er an zwei Stellen: „Alles muß wieder mühsam werden, nur die großen Bemühungen halten das Leben zusammen.“

Diese in der Nachkriegszeit niedergeschriebenen Aussprüche beleuchten von neuem die Tragweite

des Kriegserlebnisses. Es wäre jedoch verfehlt, wollten wir in dem Kriegsdichter Carossa den ganzen Carossa sehen. In seinen späteren Dichtungen ist die starke und straffe Linie, die das Rumänische Tagebuch begonnen hat, nicht ganz eingehalten worden. Neben unendlich weisen, auf die Mitte unseres menschlichen Daseins gerichteten Gedanken stehen solche einer überraschenden Bescheidung. Sehr oft läßt Carossa Saiten anklingen, die eine Harmonie erreichen wollen, die im Irdisch-Diesseitigen verklingt. Solche Töne bilden eine Disharmonie zu den im Jenseitigen und Absoluten wurzelnden Erlebnissen des Krieges.

In der Mitte der Kindheitsgeschichte Carossas steht folgender Abschnitt: „Jesus, die große Sonne, kommt keinem abhanden, den sein Strahl einmal durchleuchtet hat. Man kann ihn vergessen, man kann ihn abschwören, das ändert nichts; er ist vergraben im umwölktesten Herzen, und es kann stündlich geschehen, daß er aufsteht.“ Diese schönen, ins Überpersönliche und in eine höhere Gesetzmäßigkeit erhobenen Gedanken werden auch vielleicht Carossa endgültig zu jener erhobenen Menschlichkeit heraufführen, die er in todnahen Augenblicken des Weltkrieges schauen durfte.

LAIENPASTORAL?

Von Constantin Noppel S. J.

I.

Pastoral als Lehre heißt zu deutsch die Lehre vom Amt des Hirten, von der Führung der Gemeinde. Als Tätigkeit besagt dies also zunächst eine Tätigkeit des Hauptes, des Vorstehers. Weil der Herr und Meister, Christus, mit Nachdruck sich selbst als Hirten bezeichnete: „Ich bin der gute Hirt“ (Joh. 10, 11), ja das Gleichnis von Hirt und Herde bis in die einzelnen Züge bei Johannes 10 ausführte, ist es verständlich, daß sich dies Wort immer mehr für die Leitung der Kirche und kirchlicher Gemeinschaften einbürgerte. Hatte ja der Herr auch gerade unter diesem Bild Petrus die Vollmacht zur Leitung der Kirche übertragen (Joh. 21, 15 ff.) und darum wohl auch Petrus dies Bild mit besonderer Liebe für die Leitung der Kirche seinerseits wieder gebraucht (vgl. 1 Petr. 5). Auch lag dem Volk des Alten Testaments als einem Hirtenvolk das Gleichnis besonders nahe. Sinngefüllt, voll tiefer Gemütswerte und wunderbar anschaulich zugleich treffen wir es immer wieder. Wir erinnern an den „Regulae pastoralis liber“ Gregors des Großen. Das Wort Pastoraltheologie soll zuerst vom heiligen Petrus Canisius gebraucht worden sein. Auf jeden Fall war von den etwa gleichzeitigen „pastorum instructiones“ des heiligen Karl Borromäus bis zu dem „Enchiridion theologiae pastoralis“ (1591) des Trierer Weihbischofs Binsfeld kein weiter Schritt.

Von da an finden wir in dem Begriff der Pastoral bzw. der Pastoraltheologie durchgehends als selbstverständlich eingeschlossen, wenn nicht ausdrücklich vermerkt, daß die priesterliche Tätigkeit und sie allein bezeichnet werden soll. Bischof Sailer zumal hatte dies in seinen „Vorlesungen aus der Pastoral“ erneut grundgelegt, und noch das jüngste umfassende Lehrbuch der Pastoral von Krieg bezeichnet Seelsorge als Kollektivbegriff für „jene Tätigkeiten der Ordinierten, wodurch sie im Namen Christi und der Kirche die Früchte des Erlösungswerkes an die Menschheit vermitteln“. Wir selbst hatten uns in dem Aufriß der Pastoral „Aedificatio Corporis Christi“ (1936) dieser Begrenzung des Begriffes angeschlossen.

Da tritt nun in einem bescheidenen Büchlein von Josef Casper das Wort Laienpastoral vor uns hin¹. Gewiß ist zunächst damit gemeint, daß

¹ Berufung. Eine Laienpastoral von Josef Caspar. 80 (234 S.) Paderborn 1940, Schöningh; geb. M 3.90. Das Buch will eine „Darstellung der Aufgaben des Laien in der Kirche aus dem Geist der Liturgie“ bieten. In leicht faßlicher Sprache wird diese Aufgabe gelöst in einem grundlegenden Kapitel über das Priestertum der Laien, das sich getreu im Rahmen der kirchlichen Lehre und des kirchlichen Rechtes hält, sodann in einer erschöpfenden Darstellung der verschiedenen Dienste, die dem Laien unmittelbar in und an der Kirche offenstehen: